



Erntezeit

Das Erntedankfest, das bei uns heute am ersten Sonntag im Oktober gefeiert wird, hat seine Vorläufer und Parallelen in allen Kulturen. Unsere Tradition geht auf das Laubhüttenfest der Israeliten, Sukkot genannt, zurück, das sieben Tage lang im Herbst zur Getreideernte gefeiert wurde, und das auch heute noch ein wichtiges Fest im Judentum ist. In der mittelalterlichen Kirche kannte man Erntedankmessen mit Segnungen der Früchte. Schon in der Reformationszeit feierten die Protestanten Danksagungsgottesdienste für die eingebrachte Ernte.

Daraus ist unser heutiges Erntedankfest entstanden. In den USA bildete sich ein entsprechendes Fest am letzten Donnerstag im November: Thanksgiving Day.

Erntedank – ein Fest des Dankes, aber auch ein Fest des Rückblicks, der Erinnerung und Vergewisserung. „Was hat der Mensch von all seinem Wissen, wenn er nicht weiß, wo das Brot herkommt?“ So fragte bereits vor über 200 Jahren der Pädagoge Pestalozzi in einer Zeit, in der für die meisten Menschen das Werden des Brotes noch erlebbar war. Heute gehen Kinder mit Recht davon aus, dass das vorgeschnittene geruchlose 1-Pfund-Paket Brot im Supermarkt, wie die übrigen Waren auch, aus der Fabrik kommt und auf komplizierte, für sie nicht einsehbare Weise entstanden ist.

Obwohl wir heute zum eigentlichen Erntevorgang meist wenig Beziehung haben, hat der Erntedanktag nach wie vor eine besondere Anziehungskraft und die Begriffe „Ernte“ und „Ernten“ sind für uns, auch in der Entfremdung vom bäuerlichen Erntevorgang, sprechende Begriffe geblieben. Wir reden vom „Einfahren der Ernte“ nach besonderen Anstrengungen, besonderen Leistungen und Prüfungen. Zu bestimmten Jahreszeiten, bei Geburtstagen und an Wendepunkten unseres Lebens halten wir Rückschau, blicken zurück auf die Vergangenheit, ziehen Bilanz und fragen nach der Ernte. Manches können wir genau datieren und benennen, vieles bleibt für uns aber auch verborgen und undurchsichtig.

Wenn wir, wie am Erntedankfest die Früchte des Feldes, die Früchte unseres Lebens auf den Altar legen müssten, was könnten wir hinlegen, das wir nicht empfangen haben und anderen verdanken?

Was das für uns, unseren Umgang miteinander und unseren Umgang mit den Gütern dieser Erde bedeutet, das bringt eine kleine Geschichte aus der jüdischen Literatur treffend zum Ausdruck.

Ein Weiser geht über Land und trifft jemanden, der einen Johannisbrotbaum pflanzt.

- „Wann wird er Früchte bringen?“

- „In 70 Jahren.“

- „Du Narr. Glaubst du, noch 70 Jahre zu leben? Du solltest lieber einen Baum pflanzen, der schneller Früchte bringt, damit du etwas von der Ernte hast.“

Der Mann gräbt freudig weiter. Als er fertig ist, sagt er: „Rabbi, als ich geboren wurde, fand ich Johannisbrotbäume vor und aß von ihnen. Ich hatte sie nicht gepflanzt, Ich habe genossen, wofür ich nicht gearbeitet habe. So will ich für meine Kinder diesen Baum pflanzen, dass sie davon genießen. Wir Menschen mögen nur bestehen, wenn einer dem anderen die Hand reicht.“

Wir leben von dem, was wir nicht erarbeitet haben. Wir ernten, was wir nicht gesät haben. Wir haben eine Geschichte und sind eingebettet in eine Geschichte. Unsere Lebensgeschichte schreiben wir nicht allein, da schreiben viele mit.

Das Bewusstsein dieses Eingebundenseins in einen größeren Zusammenhang ist uns heute weitgehend verlorengegangen. Aber diese Spur wieder aufzunehmen, lohnt sich. Sie öffnet unseren Horizont und stellt unsere „Füße auf weiten Raum“, wie es der Psalmbeter formuliert.

Ich wünsche uns, dass wir uns bei allem Bilanzieren das Staunen über die geschenkte Zeit bewahren können und sie hineingenommen wissen in den großen Zusammenhang der Verheißung, die Gott Noah nach der Sintflut gab:

„Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“